

Einblick: Die Gegenwart der lokalen Vergangenheit

Wann immer ich bei Recherchen in Weißrussland, Polen und Israel nach Grodno fragte, wurde mit einer Gegenfrage geantwortet: Warum Grodno? Die Antwort liegt in der Gegenwart der Stadt im Nordwesten Weißrusslands. Im Sommer 2003 erlebte ich Grodno zum ersten Mal auf der Suche nach Material für meine Masterarbeit über die späte weißrussische Nationsbildung. Die überraschende Vielfalt architektonischer Formen, das spezifische Antlitz eines provinziellen Mitteleuropas und eine vielfältige, agile Bürgerschaft an der neuen EU-Außengrenze hatten mein Interesse geweckt. Ich wurde Zeuge eines kulturellen Prozesses des Aushandelns weißrussischer Identitäten, der über die politische Geschichte der Staatswerdung der Republik Belarus' oder der Machtergreifung Aljaksandr Lukašenkas im Jahr 1994 deutlich hinausging. Ein Argument für das Verfassen einer lokalen Geschichte von Ethnizität im 20. Jahrhundert war neben der Lage im Dreiländereck zwischen Weißrussland, Polen und Litauen das aktiv kreierte Image *der* multinationalen, multikonfessionellen und *europäischen Stadt* in der Republik Belarus' als Gegenbild zur *sowjetischen Stadt* Minsk.

Bevor ich mich in die Archive begab, hatte ich begonnen, Anteil am gesellschaftlichen Leben der Stadt zu nehmen. Bereits 2003 hatte ich den *Bund der Polen in Weißrussland* kennen und schätzen gelernt. Sein stellvertretender Vorsitzender, Józef Porzecki, stellte mir mehrmals Einladungen aus, ohne die ich kein Visum erhalten hätte. Ich berichtete nun als Korrespondent der Verbandszeitung *Głos znad Niemna* (poln. für *Stimme vom Ufer der Memel*) über lokale Begebenheiten und schrieb das Blog *ewropa.blox.pl*. Auf ausgedehnten Reisen mit Józef Porzecki durch den Nordwesten des Landes lernte ich in Gesprächen mit Bauern, Priestern, Lehrern und Leitern von Tanz- und Gesangszirkeln, dass die organisierte polnische Minderheit in den entlegenen, kargen Dörfern mit Polen kaum mehr verband als das Bewusstsein, dass es sich bei ihrem praktizierten Katholizismus um eine Form von *Polonität* handelt.

Weil ich Russisch und Polnisch bereits beherrschte, wollte ich unbedingt Weißrussisch lernen. Ich unterhielt mich mit meinen Wirtsleuten Aljaksandr und Ljudmila Hosceŭ, besuchte Museen, die Gebietsbibliothek, lernte erste weißrussische Wendungen und hörte Vorträge zu historischen Themen im Büro des Vereins *Ratuša* (weißr. für Rathaus), der sich nach 1991 für die Diskussion lokaler Aspekte von Geschichte stark gemacht hatte. Mich verwunderte der Widerspruch zwischen der Präsenz weißrussischer folkloristischer Elemente in der offiziellen Inszenierung durch den souveränen weißrussischen Staat und der gleichzeitig weitgehenden Abwesenheit der weißrussischen Literatursprache im Alltag seiner Bürger.

So kristallisierte sich eine schlichte Leitfrage für meine Arbeit heraus: Warum spricht die mehrheitlich weißrussische Bevölkerung einer heute als weißrussisch beschriebenen Stadt in einer Republik, die Belarus' heißt, im Bus, im Geschäft, auf der Post und in der Verwaltung Russisch?

Je länger ich vor Ort war, desto widersprüchlicher wurde das Bild. Das Russisch der Straße erinnerte mehr und mehr an die weißrussische Mundart, die ich in den umliegenden Dörfern kennengelernt hatte. In russische Lexik gefasst, weist es eine Reihe von grammatikalischen und stilistischen Besonderheiten des Weißrussischen auf. Diese Mischsprache wird in Weißrussland halb verächtlich und halb ironisch – wie das Viehfuttergemisch aus Stroh und Heu – *Trasjanka*, genannt. Später beobachtete ich, dass die weißrussische Literatursprache selbst bei der örtlichen Intelligenzija so wenig etabliert ist, dass deutlich differierende Meinungen über Regeln, Formulierungen und Schreibweisen herrschen. Durch den situativen Wechsel zwischen Russisch, Weißrussisch, aber auch Polnisch und seltener Litauisch, war der Alltag der Stadt von einer steten Durchdringung der Sprachen und Kulturen geprägt. Eine wichtige Lektion lautete außerdem: Die im Fernsehen und Radio propagierte weißrussische Literatursprache ist so klinisch rein von Einflüssen der Gegenwart, dass sie im Alltag kaum gesprochen werden kann. Die scheinbar *unsaubere* Überlagerung der Sprachen ist gerade in Grodno das Ergebnis einer transkulturellen Realität. Oder war es doch eher meine Erwartungshaltung an eine *weißrussische Stadt*, die hier einen Widerspruch produzierte?

Im engen Austausch mit den Lokalhistorikern lernte ich erst nach und nach, an welchen Orten Grodnos Weißrussisch tatsächlich gesprochen wird. Die Sprache gilt längst nicht mehr ausschließlich als Ausdruck dörflicher Herkunft, sondern wird in der Stadt von bestimmten Akteuren als kulturelles Kapital verstanden. Weite Teile jener Wissenschaftler, Künstler und Aktivisten, die heute in Weißrussland in Museen, Universitäten und Archiven das kulturelle Gedächtnis bewahren und vermehren, sprechen in bestimmten Sphären des Alltags aus Prinzip Weißrussisch, während ein Großteil der Stadt weiter russophon ist.

Ein weißrussisches Grodno ist noch immer im Entstehen begriffen. Was es bedeutet, eine weißrussische Stadt zu sein, wird weiterhin verhandelt: in der Stadtverwaltung, in der Universität und im Museum, aber auch im Kulturpalast der Chemiewerker, auf dem Basar nahe den alten russisch-orthodoxen und katholischen Friedhöfen. Auch im Internet findet eine rege Diskussion über historische Bezüge und die städtebauliche Substanz der Altstadt statt.

Auch die Identitäten *bewusster Weißrussen*, wie sich national gesonnene Bürger der Republik in Abgrenzung von der vermeintlich *zombifizierten Masse* selbst beschreiben, sind fragil und nehmen wechselnde Konturen an. *Zombifizierte Leute* sind in der Umgangssprache der jungen Intelligenzija jene passiven, politisch angepassten Bürger, die sich mit der postsowjetischen Gegenwart des Landes arrangiert haben und der Politik Aljaksandr Lukašenkas auch positive Seiten abgewinnen können.

Alle in Grodno wirkenden Historiker müssen zumindest einmal entscheiden, für wen sie sich selbst halten, welche Perspektive ihnen am nächsten ist, nach welchen Kriterien sie ihren Gegenstand untersuchen. Denn die Frage nach ethnischen Zuschreibungen wurde und wird in der Stadt am Ufer der Memel stets neu formuliert. Aufgrund der kulturellen Nähe litauischer, polnischer und weißrussischer Zuschreibungen steht es jedem Zeitgenossen offen, selbst zu wählen, wer er ist. Und zumindest einer Gruppe, einer *Option* sollte man schon angehören. Ein besonders einprägsames Beispiel dieser Entscheidung sind die Metamorphosen des jungen Lokalhistorikers Janka Ljalevič. Sie zeigen, wie nah beieinander unterschiedliche Identitäten liegen können. Ljalevič war in den 1990er Jahren als Jugendlicher zunächst beim *Bund der Polen* aktiv, weil seine Eltern davon überzeugt waren, Polen

zu sein. Das nordwestlich von Grodno gelegene Dorf, in dem der Vater aufgewachsen war, galt in der Familie als polnisch, weil die Mehrzahl der Bewohner Katholiken sind. Später entdeckte Ljalevič, dass die Nachbarn bis heute einen Dialekt des Weißrussischen sprechen, der zwar mit polnischen Wendungen durchsetzt ist, aber für Ljalevič bewies, dass er Weißrusse sei. Die Sprache der Großeltern müsse schließlich Weißrussisch gewesen sein. Die Einwohner des Dorfes waren außerdem noch im 19. Jahrhundert Anhänger der unierten Kirche, die den östlichen Ritus befolgte, aber den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannte. Nach weiteren Forschungen entdeckte Ljalevič deshalb seine Wurzeln als *Lic'vin* (poln. *Lićwin*), einer vornationalen Form ruthenischer Ethnizität. Inzwischen hält sich Ljalevič für einen Litauer von nationalem Gepräge. Seither lernt er Litauisch und unterhält enge Kontakte mit der kleinen litauischen Minderheit in Grodno.

In der Selbstwahrnehmung der weißrussischen und polnischen Akteure vor Ort zeigt sich aber auch, dass der mit dem Zweiten Weltkrieg erfolgte Wechsel der Bevölkerung von einer jüdisch-polnischen hin zu einer sowjetisch-weißrussischen Stadt weitgehend ausgeblendet wird. Nach und nach erfuhr ich einen wichtigen Grund: Die Eltern bzw. Großeltern fast aller heutigen Einwohner von Grodno kamen erst in den Jahrzehnten *nach* Kriegsende mit der Armee, zum Studieren oder zum Arbeiten nach Grodno. Akteure aus offiziellen und subkulturellen Sphären haben eins gemein: Die Antwort auf die Frage, wie Grodno zu dem wurde, was es heute ist, suchen sie in der Zeit lange vor dem Zweiten Weltkrieg. Selbst diejenigen Kollegen, die wissen, wie wenige Bewohner der alten Stadt hier verblieben waren, haben bis heute entweder kaum Interesse oder keine institutionellen Möglichkeiten, um diese Lücke zu schließen.

Um meinen Anteil daran zu leisten, begab ich mich auf die Suche nach Zeitzeugen, die mehr über Grodno vor dem Zweiten Weltkrieg berichten können. So lernte ich Hirsz Chossid kennen, den inzwischen letzten Überlebenden der Ghettos, der noch in der Stadt seiner Kindheit lebt. Bereits in den ersten Gesprächen wurde deutlich, dass er einen großen Teil seines Wissens über die Shoah aus Büchern bezog, die er in der Zwischenzeit gelesen hatte. Seine eigene Geschichte der Flucht aus dem Zug nach Treblinka und der folgenden Odyssee als sowjetischer Partisan erzählte er nur ungern und mit großen Lücken. Dennoch hatte ich mit Chossid einen Bürger Grodnos kennengelernt, der mir einen Sinn dafür vermittelte, wie stark sich die heutige Stadt von der im Zweiten Weltkrieg untergegangenen unterscheidet. Und er gab mir die Telefonnummern seiner jüdischen und christlichen Bekannten in Weißrussland, Polen und Israel. Einer der wenigen von ihnen, die ebenfalls noch in Grodno lebten, war der 1920 geborene Aleksandr Naumjuk. Ich war fasziniert von seinem Langzeitgedächtnis. Nach seinem Tod im Oktober 2005 suchte ich weiter nach *alten* Einwohnern und musste einsehen, dass er wahrscheinlich der letzte gewesen war, der so detailreich und klar über eine christlich-orthodoxe Familie in der Zwischenkriegszeit berichten konnte. In Israel traf ich über das ganze Land verteilt Überlebende der Shoah, die sich an die Ghettos von Grodno, aber auch an die Stadt vor deren Einrichtung erinnern. In Warschau fand ich im *Haus der Polonia* eine Vereinigung von aus Grodno stammenden Polen und ihrer Kinder, zu deren Mitgliedern Bohdan Horbaczewski zählt. Der Sohn eines Rechtsanwalts hat seine ganze Wohnung in ein Grodnoarchiv verwandelt und gewährt mir bis heute bereitwillig Zugang zu seinen Schätzen.

Nicht bei allen Zeitzeugen stieß ich mit meinem Anliegen auf Verständnis. In der 80 Kilometer von Grodno entfernten polnischen Stadt Białystok traf ich auf einen polnischen

Rechtsanwalt. Meine Fragen nach seinen Erinnerungen an die Auflösung der Ghettos in der Stadt seiner Kindheit ließen ihn misstrauisch werden. Er war überzeugt, ich sei ein *Kryptojude*, weil diese Fragen nur von einem Juden gestellt werden könnten. Er wies mich so auf eine anthropologische Konstante hin, die auch für die Rekonstruktion der schwierigen Beziehungen von Christen und Juden im ehemaligen Osten der Polnischen Republik gilt. Es handelt sich nicht um die mathematisch fundierte Analyse von statistisch verifizierbaren Daten, sondern um einen Prozess der Interpretation, der selbst wechselseitig identitätsstiftend wirkt. So findet der historisch-anthropologische Deutungsprozess in einer Gegenwart statt, in der meine Fragen und meine Anwesenheit als Forscher einen Einfluss auf die Reaktionen meiner Gesprächspartner haben.

Durch meine Entscheidung, eine Kulturgeschichte Grodnos im 20. Jahrhundert zu verfassen, hatte ich längst begonnen, selbst an der lokalen Produktion von Wissen über die Stadt mitzuwirken. Ich führte Zeitzeugengespräche, recherchierte in Archiven und diskutierte mit den Kollegen vor Ort. Diese teilnehmende Beobachtung warf zunehmend die Frage auf, wie die sich ändernden Definitionen ethnischer Merkmale und nationaler Kategorien in der Stadtgeschichte Grodnos manifest wurden. Es entstand daraus ein Kreislauf, dessen Konsequenz mir bewusst ist: Wann immer ich nach einem *weißrussischen Grodno* fragte, nahm ich selbst aktiv am Prozess der Entstehung, ja der Konstruktion einer weißrussischen Stadt teil. Der vorliegende Text ist der Versuch, eine multiperspektivische mitteleuropäische Stadtgeschichte zu schreiben und gleichzeitig eine kulturwissenschaftliche Analyse ihrer Produktionsbedingungen vorzunehmen.